

Die Schwester

Autor(en): **Eberhard, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 53

PDF erstellt am: **20.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-648102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schwester.

Aus dem Englischen von Otto Eberhard.

(Nachdruck verboten.)

Eine verlorne Schlacht bedeutete harte Arbeit für das abgelegene Krankenhaus hinter dem Kriegsschauplatz. Wir wußten das alle und machten uns fertig, einem plötzlichen Andrang von Verwundeten standzuhalten. Der Andrang begann vor dem Morgengrauen. Wir nahmen sie in Empfang, verbanden ihre Wunden und betteten sie so eng wie möglich nebeneinander. Doch der Strom dauerte fort. Immer neue Verwundete wurden hereingebracht, und unsere Hände ruhten keinen Augenblick.

Um sechs Uhr befahl ich, die Krankenpflegerinnen zu wecken und sie anzuweisen, ihre Quartiere zur Aufnahme der Verwundeten bereit zu halten. Eine halbe Stunde später trat ein Krankenwärter zu mir.

„Ein gräßlicher Fall, Herr Doktor“, sagte er. „Kommen Sie. Es ist ein Offizier, dessen Gewehr geplatzt ist.“

„Schaffen Sie ihn auf mein Zimmer“, erwiderte ich, während ich mein Wundmesser auf dem Armel meines Rockes abstrich.

Ein paar Minuten nachher folgte ich, und als ich mein kleines Zimmer betrat, war das erste, das meine Augen erblickten, ein Paar gelbe Stiefel und weiße Hosen.

Ich war keinen Augenblick im Zweifel, wem diese Dinge angehörten, und wenn ich auch das Gesicht nicht sah, so wußte ich doch, daß es Fritz Warrenner sein mußte, den man aus der Schlacht zurückgebracht hatte.

Eine Frau beugte sich über sein Lager mit einem Schwamm und einem Becken warmen Wassers. Bei meinem Eintreten wandte sie sich um und schaute mich ruhig mit entsetzten Augen an.

„Oh“, flüsterte sie bedeutungsvoll, während sie einen Schritt zurücktrat, um mir Platz zu machen. Es war eine kraftvoll hochgewachsene Frau mit blendend weißer Haut und schönem Haar — eine jener Frauen, bei deren Anblick man unwillkürlich an die früheren Bewohner Englands erinnert wird, bevor sie sich mit französischem Blute vermischten.

„Ziehen Sie, bitte, jene Mäze vom Fenster weg“, sagte ich, auf eine Art Vorhang hinweisend, den ich dort aufgehängt hatte.

Sie besorgte es schnell. Dann kam sie zum Bette zurück, meiner weiteren Anordnungen gewärtig.

Ich beugte mich über das Lager und ich muß gestehen, daß, was ich sah, mich mit einem Schauer des Entsetzens erfüllte, den ich zu Zeiten immer wieder empfinden werde, so lange ich lebe.

Ich gab der Schwester ein Zeichen, in ihrer Arbeit fortzufahren, den Schmutz und Sand vom Gesichte des Verwundeten wegzuwaschen.

„Beide Augen sind erloschen“, flüsterte sie.

„Ja“, antwortete ich. „Doch lassen Sie die Schädeldecke wie sie ist. Rühren Sie nicht daran.“

Wußte ich ja doch, daß unsere Aufgabe hoffnungslos war.

Ich kannte einige Verwandte von Fritz Warrenner und so konnte ich nicht umhin, noch länger bei ihm zu verweilen, obgleich ich wußte, daß es nutzlos war und man mich anderswo benötigt hätte.

Plötzlich bewegte der Verwundete seine Lippen und die Schwester, die auf dem Fußboden kniete, beugte sich über ihn.

Ich konnte nicht hören, was er sagte; doch mußte ich annehmen, daß sie ihn verstand. Ich sah, wie sich ihre Lippen zu einem „Ja“ formten und wie über ihr Gesicht

ein Strahl der Zärtlichkeit flog. Nach einer kleinen Pause erhob sie sich und trat zu mir:

„Wer ist es?“ fragte sie.

„Fritz Warrenner von der Seebrigade. Kennen Sie ihn nicht?“

„Nein, ich habe nie von ihm gehört... Es ist doch keine Hoffnung mehr?“

„Keine.“

Sie kehrte zum Bette zurück und nahm ihre frühere Lage wieder ein, den linken Arm auf die Brust des Verwundeten gelegt. Bald darauf begann er wieder zu flüstern und sie antwortete ihm. Es fiel mir plötzlich ein, daß er wohl in seinem bewußtlosen Zustande die Schwester für jemand anderes hielt und daß sie ihn, aus rein mitleidigem Gefühl, absichtlich täuschte.

Einige Augenblicke später war ich meiner Sache gewiß.

Es lag nicht in meiner Absicht, hinzuschauen und doch sah ich alles. Ich gewahrte, wie seine Hände über ihren Hals und ihr Gesicht wanderten bis hinauf zu ihrem Haar.

„Was ist das?“ fragte er leise und dennoch gut verständlich, in jenem Tone des Vertieftseins in sich selber, der den Worten eines bewußtlosen Menschen eigen ist. „Was ist das für eine einfältige Haube?“

Seine Finger tasteten weiter über die schneeweiße Leinwand, bis sie die Bänder erreichten.

Ich war nahe daran, mich abzuwenden und das Zimmer zu verlassen — mein Beruf als Arzt gestattete mir zu bleiben.

Eine Weile nestelte er an den Bändern herum. Die Schwester war immer noch über das Lager geneigt; vielleicht war sie dem Verwundeten noch um etwas näher gerückt. Die linke Hand hatte sie jetzt unter seinen Nacken gelegt, um den armen, zerschmetterten Kopf zu stützen.

Nun zog er ihr langsam die Haube ab und seine Finger strichen zärtlich über das schöne, reiche Haar.

„Marry“, sagte er mit klarer Stimme, „jetzt hast du ja dein Haar aufgebunden und doch bist du nur ein kleines Mädchen, weißt — ein ganz kleines Mädchen.“

Ich konnte nicht anders, ich mußte der Bewegung seiner Finger folgen. Und dennoch war mir zu Mute wie einem Menschen, der durch seine Gegenwart ein Heiligtum entweiht.

„Als ich Abschied von dir nahm“, fuhr er mit leiserer Stimme fort, „trugst du es offen über den Nacken. Da warst du ein kleines Mädchen... Doch warte nur, gleich wirst du wieder ein kleines Mädchen sein.“

Und er zog behutsam eine Nadel aus ihrem Haar.

Eine Locke löste sich von ihrem Scheitel und fiel lang über den Rücken hinunter. Sie schaute nicht auf, sie schien sich gar nicht um mich zu kümmern. Gleich einem dienenden Engel kniete sie über dem Verwundeten und es war mir, als hätte ich diese Frau noch niemals gesehen.

„Mein kleines Mädchen“, sagte er unter leisem Auf-lachen. Und er zog eine weitere Nadel heraus.

In kurzem war all ihr Haar gelöst und flutete über den Nacken hinab. Ich hätte nie gedacht, daß eine solch prachtvolle Fülle unter dieser einfachen Haube verborgen wäre.

„So ist es besser“, sagte er. „So ist es besser.“ Und dabei ließ er alle Haarnadeln auf die Bettdecke fallen. „Nun bist du wieder meine Marry, oder nicht?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ja, mein Lieber“, sagte sie mit weicher Stimme, „ich bin deine Marry.“

Mit ihrer frei gebliebenen Hand streichelte sie seine weiße Wange. Und sie tat dies in einer solch anmutigen Art, daß ich fühlte, sie habe einst die Liebe auch gekannt.

Langsam und zärtlich wühlten die rauchgeschwärzten Finger in ihrem wundervollen Haar.

Dann wurde er kühner. Er berührte ihre Augen, ihre Wangen, die strengen, ruhigen Lippen. Seine Hände glitten über ihre Schultern und hinab über die weichen Falten ihres schwarzen Kleides.

„Bist im Garten gewesen?“ fragte er, als er zum Lätzchen ihrer Schürze gelangte.

Es war seltsam, wie dieses Gehirn, das offen zu Tage lag, sich solch lang vergangener Dinge noch zu erinnern vermochte.

„Ja, Lieber“, flüsterte sie.

„Deine Schürze ist ja ganz naß“, sagte er vorwurfsvoll, während er ihre Brust berührte, wo das Blut — sein eignes Blut — allmählich zu trocknen begann.

Seine Hand wanderte weiter. Ein wunderbar zärtlicher Glanz lag in den Augen der Schwester während dieser Berührung, so daß ich vermeinte, ein Abschnitt aus ihrem Leben, das heilig war, sei mir plötzlich offenbar geworden.

Einmal machte sie eine kleine Bewegung rückwärts, als ob sie sich seiner Berührung entziehen wolle; dann aber hielt sie entschlossen still. Doch ihre Augen verschleierten sich. Ich fragte mich — und ich habe mich seitdem oft gefragt — was für Erinnerungen der körperlich und geistig zerschmetterte Mann im Herzen dieser Frau wachrief, während seine Hände an ihrer Gestalt heruntasteten.

„Marry“, sagte er, „Marry. Es war gewiß hart für dich, auf mich zu warten?“

„Nein, Lieber.“

„Aber jetzt ist alles wieder gut, Marry. Das Schlimmste ist ja vorüber.“

„Ja, es ist alles wieder gut.“

„Marry, du erinnerst dich noch — an jene Nacht — wo ich dich verlassen mußte — Marry — ich wollte ja gerne — du — weißt — aber jetzt bin ich wieder — oh, Marry, deine Lippen — küsse mich...“

Ich beugte mich schnell auf sein Lager nieder und fuhr mit meiner Hand unter sein Hemd; denn der Ausdruck seines Gesichtes hatte sich plötzlich verändert.

Als die Lippen der Schwester die seinigen berührten, fühlte ich, wie sein Herz hochauf schlug. Dann war es still.

Die Schwester erhob langsam ihr Gesicht und ich sah, daß es so bleich war wie das des Toten.

Ich muß gestehen, daß mir das Weinen nahe stand — ein Gefühl, das ich seit zwanzig Jahren nicht mehr empfunden hatte. Um meiner wieder Herr zu werden, machte ich mir mit dem Toten zu schaffen und wandte mich erst um, als ich damit zu Ende gekommen. Die Schwester sah am Tischchen und füllte die Papiere aus. Sie hatte ihre Haube wieder sorgfältig aufgebunden, unter der sie die Flut ihrer goldenen Haare verbarg. Ich unterzeichnete den Totenschein, indem ich meinen Namen unter den übrigen setzte.

Einen Augenblick standen wir uns bewegungslos gegenüber. Unsere Augen begegneten sich, doch keines sprach ein Wort. Dann ging sie gegen die Türe. Ich öffnete sie, und die hohe Gestalt trat rasch in den Flurgang hinaus.

Zwei Stunden später wurde ich vom befehlshabenden Offizier angewiesen, die Pflegerinnen ins Hauptquartier zurückzuführen. Unsere Soldaten waren auf dem Rückzuge begriffen.

Sehnsucht.

Skizze von Paul Rindhauser.

Es ist so schön und still, und der Himmel ist rein und blau wie die Augen eines Mädchens, das ich einst sah. Im Traum? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich Sehnsucht habe. Eine große stille Sehnsucht. Siehst Du, ich sehne

mich nach Dir, siehst Du, ich träume von Dir, es ist ein großer Wunsch über mich gekommen, es ist kein Fordern, auch kein Drängen, nur ein Wunsch, so groß und tief wie ein Bergsee. — Wenn ich Dich bei mir hätte, so würde ich sein wie ein Knabe, und ich würde Deine schmalen langen Hände in den meinen halten, und ich würde die Augen schließen, und Du würdest mit Deiner ruhigen Stimme erzählen. Ich würde dann die Gestalten aus Deiner Geschichte auftauchen sehen. Und Du, ich würde Deine roten, herben Lippen küssen, so wie man etwas Heiliges küßt, und wir würden wunschlos und fröhlich sein! — Du, wann kommst Du zu mir, und wann streichen Deine milden Hände über meine müden Augen? Siehst Du, Annemarie, man wird so müde vom Warten, und doch ist es schön! Die Vorfreude hilft einem über viele Enttäuschungen hinweg. — Weißt Du noch, wie wir an einem schönen Sommertag durch die Felder schritten, und du sprachst so weise Worte, daß ich dich auslachte. Du aber sahst mich ernst und verweisend an und sagtest: „Du, du darfst nicht lachen, denn das Leben ist so ernst und schwer!“ Ja, ja, kleine Sanctina, du hast recht behalten, es ist ernst und schwer. Man geht hin und man geht her, man spricht von diesem und von jenem, man pflegt den Leib, aber man läßt die Seele verkümmern. Ja, ich weiß schon, was du sagen willst, Mädchen. Du sagtest einmal, die Wirklichkeit brauche keine Seele und doch hast du selbst eine warme Seele. Ich weiß darum auch, daß du nicht in die Wirklichkeit gehörst, nicht in diese Wirklichkeit, wo ich dich zum erstenmal sah. Wie lange ist es nun her, sind es zehn Jahre oder mehr, oder sind es bloß Stunden? Die Wirklichkeit erzieht aber den Menschen, und wenn er stark genug ist, kann er seine Seele in alles hinein bringen, so sagtest du damals. Siehst du, ich weiß noch alles, es ist heute noch so wie damals, nur die Sehnsucht ist größer. Denn die schönen Tage sind so kurz und die einsamen Nächte sind so lang.

Ich weiß nun, daß du kommen wirst, und alles wird sein wie vorher, wir werden uns tausend Namen geben, und alles wird sein wie damals, als die Rosen blühten, und bevor der Abschied kam! Ich erwarte dich, und ich werde ein Licht brennen lassen an meinem Kämmerlein, damit du den Weg auch in der schwarzen Nacht finden kannst. Wann kommst du?

1928.

Wieder eine volle Runde!
Mitternächtl'ich Glodenspiel,
Sag't dir wenig oder viel,
Menschenkind, du bist gebunden
An die rasche Flucht der Stunden.
Mußt in ihren Takt dich finden,
Kannst nicht aus der Reih' dich winden,
Kannst nicht eig'ne Ritzel tanzen.

Nur der Geist, der ewig rege,
Ueberholt die Pendelschläge,
Ueberflügelt die Distanzen,
Schlingt die Welt in seine Kreise.

Leb' im Geiste: Hundert Pforten
Oeffnen sich geheimer Weise,
Und dein Gestern, Heut' und Morgen
Fließen wie in eins zusammen.
Lebensfünkeln werden Flammen,
Flammen, die den Pfad dir hellen,
Glühend in die Dunkelheiten
Deiner großen Einsamkeiten.

S. Thurow.